

Augsburger Sonntagsblatt.

Nr. 7.

12. Februar 1860.

Das Augsburger Sonntagsblatt (Sonntags-Beiblatt zur Augsburger Postzeitung XX. Jahrgang) erscheint regelmäßig alle Sonntage. Der vierteljährliche Abonnementspreis ist 20 Fr., wofür es durch alle k. bayer. Postämter und alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Das Schiffein Petri.

Fahre, Schiffein, wohlgemuth	Er, der einst dem Sturm gebot,
Durch die sturmbewegte Fluth!	Kennt Dein Leiden, Deine Noth,
Halte, wack'rer Steuermann	Sieht dem Wellenspiele zu;
Kräftig nur am Ruder an!	Steuermann! was fürchtest Du?
Heulet wild die Windesbraut,	Wenn dein Schiff am Abgrund schwebt,
Schlägt's auch ein, daß Allen graut,	Ist es Gott, der sich erhebt,
Stehe fest, du Steuermann!	Und zu Wind und Wellen spricht:
Einer ist, der helfen kann.	„Dieß mein Schiffein laß' ich nicht.“

Und auf Sein allmächtig Wort

Zieh'n, beschämt, die Wellen fort;

Muhig wird es, still und licht:

Gott verläßt die Kirche nicht.

Boos.

Die ehrwürdige Maria Christina von Savoyen, Königin beider Sicilien.

(Civiltà cattolica.)

(Uebersetzung der Kathol. Blätter aus Tirol.)

(Fortsetzung.)

II.

Die Gemahlin und die Königin.

Daß in den prachtvollen Hallen der Großen und noch mehr in den schimmernden Königsburgen lästige Sorgen, trübe Gedanken und innere Kämpfe zu finden seien, welche Ruhe und Zufriedenheit ranben, das wird auch von dem Gemeinsten und Habsüchtigsten zugegeben, der es gleichsam zur Beschwichtigung seines ohnmächtigen Neides sich vorsagt. Daß aber, umgeben von der Fülle aller irdischen Güter, von einer Schaar Untergebener, welche mit ihren Dienstleistungen so verschwenderisch sind, und von jubringlichen, nach der Gunst ihrer Gebieter geizenden Höflingen, das Gemüth dennoch vereinsamt und verwaist sich sehe, dies wird nur jenem begreiflich sein, der weiß, wie wenig eine Gott liebende, der Welt abgeneigte Seele sich von deren Prunke und Vorstellungen hinreißen lasse. Das war eben bei Maria Christina von Savoyen der Fall.

Nach dem Tode ihres Vaters, und nachdem sie sich von ihren Schwestern nach und nach trennen mußten, verlor sie dann auch die letzte ihr geliebene Stütze,

ihre zärtliche Mutter, welche von ihr so unaussprechlich geliebt wurde. Nun stand sie wirklich einsam und verlassen, ohne Rath und Erfahrung da in dieser Welt. Lange war sie unschlüssig, ob sie zu einer oder der andern ihrer Schwestern, nach Lucca, Modena oder Wien sich begeben sollte; jedoch kam sie zarter Rücksichten der Convenienz oder der jungfräulichen Zurückhaltung wegen hievon ab, und hing dafür immer mehr dem Lieblingsgedanken ihres Herzens nach, das klösterliche Leben zu wählen, wie schon andere savoyische Prinzessinnen vor ihr, um daselbst eine neue Familie zu finden, und fern von der Welt nur Gott allein unter den himmlischen Wohlgerüchen der Lilien und Rosen seines Gartens leben zu können. Nachdem sie solches lange bei sich erwogen hatte, eröffnete sie es ihrem Seelenführer, Vater Terzi, und zugleich den festen Entschluß, in den Orden der ewigen Anbetung zu treten, wo sie hier auf Erden schon das Amt der Engel erfüllen könnte, qui stant in circuitu throni et adorant Deum.

Obwohl Niemand eigentlich wissen kann, wie diese kindliche Eröffnung aufgenommen worden wäre, wenn sie selbe dem mütterlichen Herzen selbst hätte mittheilen können, so wäre doch, nach dem, was im vorigen Artikel von den hohen Tugenden der königlichen Frau erzählt wurde, leicht anzunehmen, daß sie ihr bei diesem schönen Vorhaben hilfreiche Hand geleistet haben würde. Die süße Abhängigkeit von einer liebenden Mutter hatte sich zu einer pflichtgemäßen Unterwerfung unter einen neuen, ihr entfernt verwandten König gestaltet, der schon einige Vorurtheile gegen sie gefaßt hatte; ingleichen auch unter eine neue Königin, welche noch vor wenigen Monaten einem im Vergleich zu ihr niedrigeren Stande angehörte. Mit König Karl Felix's Tode war die erste königl. Linie von Savoyen ausgestorben, und wurde Carl Albert von Carignano aus der jüngern Linie auf den Thron gesetzt. Als König von Sardinien war nun Carl Albert auch das Oberhaupt der ganzen königl. Familie, und seine Gemahlin Maria Theresia von Toscana theilte mit ihm dieses Vorrecht. Beide nun, sei es, weil sie mit der früher regierenden Familie so selten Umgang pflogen, oder daß sie, wie es bei den Höfen oft geschieht, aufgeheßt und falsch benachrichtigt gewesen, waren der Meinung, daß Christina durch die überaus große Liebe der Mutter verzärtelt, immer nur den eigenen Willen und ihre Launen durchsetzen wollte, und waren nicht wenig erstaunt, die Sache ganz anders zu finden, als sie sich dachten. Als man ihrer Ehrendame auftrug, mit aller Emsigkeit es dahin zu bringen, daß die Prinzessin bescheiden und unterwürfig sich benehme, erwiderte diese sogleich: „Se. Majestät möge sich versichert halten, daß die Prinzessin äußerst gut sei, und daß der König nie ein befehlendes Wort auszusprechen veranlaßt sein werde, da sie schon jedem Wunsche bereitwilligst nachkommen würde.“ Und es dauerte nicht lange, daß man schon bei der ersten Ankunft Christines in Turin ihre Gesinnungen gegen die neuen Regenten erkannte, welche noch kurz vorher nicht auf so hoher Stufe standen, wie sie. Bei der ersten Zusammenkunft mit der Königin, welche sie eben umarmen wollte, beugte Christine das Knie, und küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand. Die Königin aber, auch eine ausgezeichnet tugendhafte Frau, bedurfte nicht jenes Actes, um zu erkennen, wie viel Sanftmuth, Demuth, Liebenswürdigkeit und Gottesliebe in jenem unschuldigen Herzen wohne. Sie gewann sie so lieb, daß sie auch nach ihrer Vermählung oft mit zärtlicher Zuneigung von ihr sprach, und ihr Porträt in ihrem Zimmer behielt, ja nach ihrem Tode sie wie eine Heilige verehrte.

Trotz dieser Zuneigung aber hatte Christine dennoch oft manche Unannehmlichkeiten zu ertragen, wodurch sie die auserlesensten Tugenden zu üben, und die Ubrigen, besonders die Königin, sich von der Gründlichkeit derselben und von ihrer vollendeten Selbstbeherrschung zu überzeugen Gelegenheit hatten. Es mag hier am Orte sein, eines Falles zu erwähnen, der anstatt aller übrigen, die beinahe täglich vorkamen, zum Beweise dienen kann.

Der Ehrencavalier am Hofe ihrer Mutter, welcher auch ihr ganzes Vertrauen genoß, verließ, kaum hatte Carl Albert den Thron bestiegen, plötzlich die Königin-

Wittve, um bei der regierenden Königin in den gleichen Dienst zu treten. Es ist leicht zu begreifen, wie schmerzlich dieses ehrwürdige Benehmen Christinens Mutter berührt haben mußte; sie fühlte die Kränkung tief und Christine, in deren Herz sich alle Freuden und Leiden der Mutter spiegelten, litt ebenfalls darunter, und weinte darüber bitterlich. Carl Albert, entweder das Vorgefallene nicht bedenkend, oder um Christinens Unterwürfigkeit zu prüfen, bestellte eben diesen Herrn zum Verwalter ihrer Güter. Bei der Nachricht von dieser Anordnung erwiderte sie kein Wort, obwohl sich ein innerer Kampf deutlich kund gab; sie bestimmte ruhig eine Stunde für den folgenden Tag, um ihren neuen Verwalter zu empfangen. „Als dieser eintrat“ (so erzählt uns die Dame, die es verbürgt), „und ich ihn bei der Prinzessin meldete, übersiel sie ein unfreiwilliges Zucken; doch sie wendete den Blick zum Himmel, eilte an ihren Beischemel, betete einige Augenblicke, und schickte sich dann an, ihn zu empfangen, und zwar mit jener würdevollen Ruhe, welche der beleidigten Großmuth eigen ist.“

Es stand ihr aber ein weit größerer Kampf bevor, zu welchem sich die Jungfrau durch das gänzlich zurückgezogene Leben, das sie in Turin führte, vorzubereiten schien. Sie war viel bei der Königin, deren Tugenden und edle Ergebung in so vielen Widerwärtigkeiten, da sie noch dazu kinderlos war, sie stets bewunderte, begleitete sie auch bei ihren östern Besuchen des Gnadenbildes „Unserer lieben Frau della Consolata“, vor welchem sie dann ihr Herz ergoß, und flehte, unter die Anbeterinnen des Allerh. Sacramentes aufgenommen werden zu können. Dieser schöne fromme Wunsch sollte aber nur das Verdienst der Darbringung haben!

Wenn es sonderbar schien, einer schon erwachsenen Prinzessin einen Verwalter zu bestimmen, ohne sie hierüber zu befragen, so wird noch viel auffallender die Bestimmung ihrer Zukunft scheinen, da man ihr sogar die Person, an die sie sich ihr Leben lang binden sollte, erwählte, ehe sie Etwas hievon nur geahnt hätte. Aber wie schon gesagt, so ist es Sitte bei den Höfen, wo zu allen andern unvermutheten Widerwärtigkeiten noch besonders jene hinzukömmt, die berechtigtesten und edelsten Neigungen des Herzens und des Geistes den gegenseitigen Beziehungen der regierenden Häuser, den Plänen zukünftiger Vergrößerung ic. und dem Gleichgewichte der Verwandtschaften opfern zu müssen; mit einem Worte, allen jenen allgemeinen oder Privatrücksichten, die man Politik nennt. Kann aber nicht selbst diese oft den Fügungen der göttlichen Vorsehung dienen? Kann ein unschuldiges Herz, wenn es diesen nachkömmt, nicht auch auf diesem Wege die Vollkommenheit erreichen? Christine gibt uns hiesfür ein Beispiel, da sie ein Vorbild der Gattinnen und Königinnen wurde, wie Neapel es beweisen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jesuiten und Redemptoristen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Schluß.)

Im verfloffenen Jahre — wir legen den folgenden Mittheilungen die Berichte der „Annalen des Glaubens“ zu Grund — veranstalteten die Redemptoristen in Nordamerika in zwei Hauptpartieen Missionen: englische und deutsche, deren letztere vorzüglich im Westen stattfanden, während die englischen in den östlichen Staaten gegeben wurden und mit Ausnahme der Sommermonate das ganze Jahr dauerten.

Die deutschen Missionen — und nur von diesen soll hier die Rede sein — wurden in der Erzdiöcese St. Louis und in der Diöcese Alton vom Anfang September bis zum Schlusse des Jahres 1858 durch die hochw. Patres Lütke, Claus und

Brandstätter abgehalten. Die Erzdiocese St. Louis hat 67 katholische Kirchen, von denen die meisten längst der beiden großen Ströme Missouri und Mississippi liegen. Von den deutschen Katholiken daselbst kömmt die Mehrzahl aus Niederdeutschland, doch gibt es unter ihnen auch viele Bayern, Tyroler, Böhmen u. s. w. Die Missionsarbeiten begannen zu St. Louis in der St. Marienkirche, wo der hochw. Hr. Melcher, der eifrige Generalvicar der Diocese, als Pfarrer wirkt. Während 10 Tagen täglich wurde dreimal gepredigt und manche Seele, die sich jahrelang verirrt hatte, kehrte wieder zum guten Hirten zurück. Nach der Mission gab ein Pater den Ursulinerinnen, die hier ein freundliches Kloster besitzen, eine blühende höhere Töchterschule leiten und im Stillen sehr viel Gutes zur Erweiterung des Reiches Gottes beitragen, während einer Woche die geistlichen Uebungen, sowie später auch den Zöglingen des Instituts. Es sind diese Klosterfrauen theils aus Oesterreich, theils aus Bayern durch den hochw. Hrn. Generalvicar Melcher hieher verpflanzt worden.

Unterdessen hielten die andern Patres im nördlichen Theile der Stadt eine Missionserneuerung in der St. Liboriuskirche, wo den Winter zuvor bereits eine Mission statt gehabt hatte. In dieser Gemeinde zeigt sich, was eifrige und fromme Katholiken im Vereine mit einem guten Priester zu leisten im Stande sind. Obgleich die Gemeinde noch ganz klein ist, weil erst entstanden, so haben die Mitglieder derselben doch in kurzer Zeit eine große und schöne Kirche, sowie ein Schulhaus erbaut, haben dem Herrn im heiligsten Sacramente einen Altar errichtet, der allein 500 Dollars (1250 fl.) kostet, und fahren mit unermüdetem Eifer fort, bis Alles vollendet ist. Manche der Irrglaubigen sind daselbst schon zur katholischen Kirche zurückgekehrt, wie es auch bei dieser Renovation wieder geschah und fast bei allen Missionen vorkömmt. Nicht weit von der genannten Kirche steht ein protestantisches Gesang- und Predigthaus, dessen Thurm mit einem Kreuze durch den orthodoxen Theil der Mitglieder geziert war; Anderen davon war dies jedoch ein Dorn im Auge. Sie nahmen deshalb Stricke, Leitern und Hammer und schlugen das Zeichen der Erlösung von der Thurmspitze herab in den Koth der Straßen. Mitglieder der St. Liborius-Gemeinde kauften es und setzten es auf die katholische Kirche. Da riefen die Protestanten selbst aus: „Seht, wie die Katholiken das Kreuz ehren, das wir verunehren.“ Dies Ereigniß trug viel dazu bei, die Sache unserer heil. Kirche bei den Protestanten zur Veranschaulichung und Geltung zu bringen.

Die nächste Mission war 150 Meilen südlich von St. Louis, in Berry County, und zwar in der St. Josephskirche zu Apple Creek, wo meistens Badenser und Rheinbayern sich angesiedelt haben. In der Näher wohnen eine Menge Altlutheraner aus Sachsen, die hier eine eigene Secte bildeten. Man nennt sie auch Stephanisten, da ihr Gründer oder Bischof Stephan hieß. Aber die Meisten sind schlecht auf ihn zu sprechen, weil er mit der ihm anvertrauten Klasse durchging. Sie gehören zu der Klasse der Pietisten, bei der jeder Bauer, der bibelfest ist, einen Prediger abgeben kann, und sind eben jetzt wegen des tausendjährigen Reiches in großer Uneinigkeit untereinander. Der Sohn eines protestantischen Predigers kam durch oteres Beiwohnen der katholischen Missionspredigten zur Erkenntniß der Wahrheit und bat um Aufnahme in die katholische Kirche. Da die Leute alle zerstreut wohnen und die Wege nicht fahrbar sind, so kommt in der Regel Alles, Männer und Frauen, reitend zur Kirche, so daß die ganze Kirche von Reitpferden umringt ist. Obschon in Folge des damals stark herrschenden Fiebers sehr viele krank waren, so schleppten sie sich doch herbei; ja der Eifer war so groß, daß die Mehrzahl den ganzen Tag bis Abends 4—5 Uhr in der Kirche blieb. Man nahm sich ein kleines Mittagsmahl mit, um ja keine der Predigten zu versäumen.

Zwei andere Missionen wurden hierauf abgehalten in St. Charles County nördlich von St. Louis in zwei Landgemeinden: zu Dardenne und Ellen Prairie, wo recht brave Katholiken wohnen. Sie haben aus eigenen Mitteln zwei hübsche Kirchen erbaut, denen nur mehr Weniges zur inneren Vollendung fehlt.

Hierauf war eine Mission in St. Charles. Die Deutschen beteiligten sich mit großem Eifer an derselben und mehr als 550 empfingen die hl. Sacramente.

Die nächste Mission gaben die Patres in Weston, einer Stadt am Missouri, noch 500 Meilen nordwestlich von St. Louis, dem in den letzteren Jahren so bekannt gewordenen Kansas Territorium gegenüber. Es war eine äußerst beschwerliche Reise, um auf dem Missouriflusse beim gerade herrschenden niedrigen Wasserstande mittels Dampfschiff aufwärts zu kommen und brauchte man deshalb eine volle Woche, um Weston zu erreichen.

Die letzte Mission im Staate Missouri war die in Neu-Bremen, einer Vorstadt von St. Louis, wo der thätige Pfarrer dortselbst gerade eine neue Kirche gebaut und vollendet hatte. Am Eröffnungstage der Mission wurde sie von dem hochw. Hrn. Erzbischofe feierlich consecrirt. Ueber tausend Gläubige nahen sich den heil. Sacramenten. Ein reges katholisches Leben beseelt die ganze Gemeinde. Bei dieser Gelegenheit wurde von den Patres auch ein Kreuzweg eingeweiht, dessen Stationsbilder die schönsten im ganzen Westen sind. Sie sind das Geschenk eines frommen Gemeindegliedes.

Die erste Mission im Staate Illinois, Diöcese Alton, eröffneten die Patres in Bellville, einer Stadt von etwa 12,000 Einwohnern. Sie dauerte 12 Tage und Gott wirkte dabei viele Wunder der Gnade. Bei der Erneuerung der Taufgelübde entsagten sechs Protestanten ihrem Irrthume, und wurden feierlich in Gegenwart von Katholiken und Andersgläubigen, welche das geräumige Gotteshaus ganz anfüllten, in die katholische Kirche aufgenommen. Mehrere Andere erklärten den Entschluß, denselben Schritt thun zu wollen, und das um so mehr, weil die Leere des Protestantismus für Geist und Herz besonders dort im Westen schmerzlich gefühlt wird.

Darnach veranstalteten die Patres zwei andere Missionen, die eine in Centreville, die andere in Maskontah. Am ersten Orte wagte es ein gottloser Mensch, ein ungläubiger Protestant, zu höhnen und zu spotten über die Mission und verschiedene Gotteslästerungen gegen die katholische Religion anzuköfen. Er hatte kaum seine Lästerungen vollendet, als eine Drehmaschine, an der er gerade beschäftigt war, ihm die Arme wegriß. Jedermann sah dies als ein Gottesgericht an. Die andere Gemeinde, die wegen Priesterangel in religiöser Beziehung ganz heruntergekommen war, wurde zu neuem Aufschwung begeistert und viele, die den hl. Sacramenten sich entfremdet hatten, nahen sich wieder ihrem Herrn und Gott. Auch eine öffentliche schon seit 13 Jahren dauernde bittere Feindschaft zwischen mehreren angesehenen Familien wurde bei dieser Mission aufgehoben. Nach einer brüderlichen, öffentlichen Versöhnung gingen Alle mitsammen zum Mahl der Liebe. Die Beobachtung der Kirchengebote, besonders der Fasttage, wurde dringend eingeschäcft, weil davon in Amerika oft die Gnade des katholischen Glaubens ganz und gar abhängt. Ueberhaupt ist für den Westen Amerikas jetzt der kritische Moment, ob der katholische Glaube das Volk durchbringen wird oder nicht; jetzt ist der Zeitpunkt, wo die abgefallenen, aber nicht noch ganz erblindeten Katholiken zurückgebracht und durch ein lebendiges, thätiges, ächt katholisches Beispiel den gleichsam im Naturzustande lebenden Protestanten die Augen öffnen sollen.

Anderer Missionen wurden in der St. Marien-Gemeinde von James Will in der St. Michaelskirche zu Prairie du Long abgehalten. Die letztere Kirche war bis jetzt nur eine Blockkirche, d. i. aus zugehauenen Baumstämmen aufgeführt. In Folge der Mission einigten sich die bisher uneinigen Gemeindeglieder und wurden von solchem Eifer beseelt, daß sie auf der Stelle 2000 Dollars zeichneten, um eine neue schöne Kirche aus Backsteinen zu erbauen. — Die letzte Mission war in Waterloo, dem Gerichtsorte von Monroe County. Sie schloß am St. Stephanstage.

So hatten die Patres Redemptoristen im Jahre 1858 in Nordamerika 13 Missionen, 1 Erneuerung und 2 Retreats gegeben, dabei 4—500 Predigten gehalten und viele Tausende von Beichten gehört.

Der größte Segen dieser Missionen besteht offenbar in der Bekehrung und Wiederbelebung einer sehr großen Zahl von Katholiken, die in ihrem Glauben lau geworden, ja denselben ganz verloren hatten. Eine unzählbare Menge von Zurückerstattungen gestohlenen oder unrecht erworbenen Gutes wurde gemacht. Und wenn auch viele der stattgehabten Bekehrungen von keiner Dauer waren — ist das nicht eine Folge menschlicher Armseligkeit überall? — so wurden doch auch überaus rührende Beispiele von Beharrlichkeit bekannt. Jedenfalls wurden Tausende und Tausende von Sünden wenigstens für eine Zeit lang verhindert — Gewinn genug, wenn die Missionen auch sonst gar keinen andern gehabt hätten.

Auf die Missionsthätigkeit der Jesuiten in Nordamerika werden wir in einem spätern Artikel zurückkommen.

Arm und Reich.

Von Karl Seydel.

(Fortsetzung.)

Der Mann zögerte mit der Antwort. „Was nützt mir“, sagte er endlich, „meine Sackuhr? Sie geht schon lange nicht mehr. Trage sie zu einem Uhrmacher, es ist ein gutes altes Werk, das Silber ist vier Gulden werth.“

„Wie, deine Uhr?“ entgegnete die Frau, „dein einziges Andenken an Vater und Großvater? Nein, lieber Mann, die Uhr ist dein ganzes Reichthum, und erst gestern wünschtest du nur so viel zu haben, um sie wieder richten lassen zu können.“ — „So verseze sie!“

„Dann ist sie auch für uns verloren, wir können sie nicht mehr auflösen. Nein, ich will zu der reichen Frau gehen und sie um Arbeit bitten, ich kann schön stricken.“

Der Verwundete kehrte sich schweigend gegen die Wand. Die Frau küste ihr Kind und eilte dem Balaste zu. Sie wußte, daß Arbeitsaufträge nicht von Agnesen selbst, sondern von einer Kammerjungfer besorgt wurden; eine dunkle Hoffnung trieb sie aber an, die Frau des Hauses selbst um Gehör bitten zu lassen. Diese erfüllte ihren Wunsch und empfing sie freundlich. Unter häufigen Thränen schilderte die Arme ihre Noth. Agnes trug ihr eine ansehnliche Bestellung auf, und da sie gleich voranzubehalten wollte, fragte sie um den Preis. Die Arme nannte ihn. „So wenig?“ rief Agnes verwundert. „Und wie lange brauchen Sie zu der ganzen Arbeit?“

„Bierzehn Tage!“ — „Wie kann man von solcher Arbeit leben?“ „Wir leben nicht bloß von dem“, sagte die Arme, „mein Mann arbeitet im Taglohn, und ich stricke. Das Spinnen wird noch schlechter bezahlt.“ — „Aber wer einzig vom Stricken oder Spinnen leben muß?“ — „Der muß sich auf's Aeußerste einschränken, auch erhalten Viele Unterstützung aus der Armenkasse.“

Agnes erröthete. „Gott!“ rief sie, „einschränken bis zum Hungern, Unterstützung von der Armenkasse — und für wen! Nein, gute Frau, schenken Sie mir nicht die Hälfte Ihres verdienten Lohnes, fordern Sie.“ — Sie unterbrach sich selbst, öffnete rasch eine Chatouille, nahm eine Geldrolle heraus, drückte sie der erstaunten Frau in die Hand und sprach: „Nehmen Sie! kaufen Sie die Wolle, das Uebrige ist für die Arbeit.“

Die Arme fühlte die schwere Rolle kalt in ihrer heißen Hand, sie sah im Gedanken den Trost, die Hilfe in ihr Stübchen einziehen, sie konnte nicht sprechen. Thränen rannen ihr die Wangen herab und auf die freundlich dargebotene Hand der reichen guten Frau.

Kaum war die Arme fort, so kam der Hausarzt, Doctor Helfer. Er fand Agnes in Aufregung; sie erzählte ihm den Vorfall. Des Doctors Herz hob sich in

Freude, er rieb sich vergnügt die Hände und sah sie mit einem seligen Lächeln voll Güte an.

So traf Arthur Beide. Dieser wiederholte bloß, daß er im Allgemeinen immer mehr das Vertrauen zu den Armen verliere. „O Ihnen fällt die letzte Ragenmüßigkeit wieder ein!“ rief der Doctor.

„Warum nicht?“ fragte Arthur. „Dieß und noch viel mehr. Wie oft habe ich Dank gesäet und Undank geärntet, wie oft Haß für Liebe! Lassen Sie mich nur Einiges berühren. Ich unterstützte eine arme Wittwe mit vielen Kindern, sie verprasste das Geld mit einem lüderlichen Burschen, und mir legte der Böbel die schlechtesten Motive unter; ich unterhielt dürstige Familien, aber die Kinder kamen nicht aus den Lumpen, die Väter nicht aus den Branntweinschenken. Als vor drei Jahren unser einziges Kind getauft wurde, ließ ich reichlich Almosen vertheilen, und als das holbe Wesen kurz darnach starb, hörte ich zwei Bettler unter meinen Fenstern sagen: „Dem ist recht geschehen, der Reiche soll auch fühlen, daß er ein Mensch ist.“ Genug, ich will nicht länger solche Erfahrungen machen; ich gebe jährlich eine namhafte Summe in die Armenkasse, damit habe ich gethan, was man verlangen kann. Sie kennen mich, Sie wissen, von welchem Wohlwollen und Mitgeföhle für alle Dürftigen mein Herz erfüllt war, und ist, aber auch der beste Wille muß endlich erkalten, wenn er überall dem sinnlosen Haße der Besitzlosen gegen die Besitzenden, dem Undanke und der Unwürdigkeit begegnet. Jeder Tropfen Liebe, den Sie in die Masse werfen, verwandelt sich in Gift in diesem Meere niederer Leidenschaften.“

„Nicht doch,“ rief Agnes mit Begeisterung, „jeder Funke Liebe erhellt weithin diese schauerliche Nacht! Nur die Liebe wird den Haß bezwingen! Es ist Wonne, Gutes zu thun! Sollte es so schwer sein, Herzen zu finden, die dafür empfänglich sind? Heute traf ich sie ungesucht. Seht die guten Leute da drüben am Fenster! Die Mutter zeigt freudig das Geld, die Kinder umhüpfen sie, fröhlich sich sättigend, der franke Mann schleppt sich herbei, er umarmt sein Weib, er nimmt etwas von der Wand und hält es an's Fenster, nun zeigt er es den Kindern — es ist eine Uhr, sicher sein einziger Reichthum, er wollte sie wahrscheinlich verkaufen und frent sich nun über ihre Rettung. Seht nun falten sie alle die Hände! Sie beten wohl für mich? Und was that ich denn? Ich gab der armen Frau nur einen freigebigen Arbeitslohn, indem ich nur einmal von der allgemeinen Unsitte abwich, welche ihr Gold verschwenderisch in die reichen Magazine des ausländischen Luxus wirft und die nothwendige und mühsame Arbeit der Dürftigen mit dem halben Preise bezahlt.“

Arthur blickte freundlicher auf die Erglühende, und sie fuhr fort: Wir dürfen uns durch nichts abschrecken lassen, gut zu sein, und können wir auch nicht sein wie die Sonne, die über Gute und Böse mit gleicher Wärme strahlt, so bleibt es doch ewig wahr, was Shakespeares Herzog Vincentio sagt:

„Der Himmel braucht uns, so wie wir die Fackeln,
„Sie leuchten nicht für sich; wenn unsre Kraft
„Nicht strahlt nach außen hin, wär's ganz so gut,
„Als hätten wir sie nicht. Geister sind schön geprägt
„Zu schönem Zwecke —“

Agnes blickte wieder zu den frohen Armen hinüber, sie wünschte innig, dieß schon früher gethan zu haben, und aus ihrem Innern wallten in die Wohnung der Noth heilige Gedanken, die zu weitleuchtenden Segensstrahlen werden sollten. Der Doctor drückte warm Arthurs Hand und flüsterte: „Lassen Sie Ihre Gemahlin dem Zuge ihres Herzens folgen, sie wird eine der größten unter den Frauen werden!“ — So sprach der gute Doctor und ging, dem armen Manne den Fuß zu verbinden.

(Fortsetzung folgt.)

Der *Wächter* vom **Ein Amerikaner über den Kirchenstaat.**

In der zu New-York erscheinenden Zeitung „Tribüne“ schreibt ein gewisser F. L. Nichols also:

Ueber den eigentlichen Charakter und die Ausdehnung des päpstlichen Despotismus bin ich etwas im Unklaren. Unsere Aufklärer, die Zeitungsschreiber, ziehen es vor, in Allgemeinheiten sich zu bewegen, sie lassen sich nicht herab, auf Einzelheiten einzugehen. Man setzt von uns, dem Publikum, stets voraus, daß wir von Allem unterrichtet seien. Hat man uns nicht zu verschiedenen Malen gesagt, „die päpstlichen Staaten sind am schlechtesten regiert“ u., und daß es unnöthig sei, es zu wiederholen!

Doch es möge einem schlichten Manne, der bei weitem nicht alle jene Kenntnisse besitzt, die man von ihm voraussetzt, erlaubt sein, einige Fragen zu stellen. Worin besteht der Despotismus der päpstlichen Regierung?

Besteht er etwa darin, daß Geistliche Civilämter bekleiden? Durch viele Jahre hindurch waren die Priester, die im Kirchenstaate Aemter bekleideten, in viel geringerem Verhältniß als dies in manchem Staate unserer Union der Fall war, und ihre Besoldungen waren in noch geringerem Verhältnisse zu den Besoldungen der weltlichen Beamten.

Oder in der Kostspieligkeit der Verwaltung? Sie ist aber eine der sparsamsten in Europa. Die Besoldungen der höheren Beamten überschreiten nicht 3000 Dollars jährlich und die ganze Civilliste beträgt ungefähr 600,000 Dollars.

Ist das Volk mit schweren Abgaben gedrückt? Die Abgaben in Rom sind geringer als in England, Frankreich oder New-York.

Ist das Volk der Wohlthat des Unterrichts beraubt? Die päpstlichen Staaten haben bei einer Bevölkerung von weniger als drei Millionen sieben Universitäten; und die Stadt Rom hat im Verhältniß zur Einwohnerzahl mehr Freischulen als New-York, und was noch mehr werth ist, dieselben sind von einer verhältnißmäßig weit größeren Anzahl Kinder besucht.

Vielleicht wird für die Armen nicht gesorgt und deren Leiden nicht beachtet? In Rom gibt es verhältnißmäßig mehr und bessere Spitäler und Zufluchtsstätten für Kranke, Arme, Alterschwache, Leidende aller Art, als in jeder anderen Stadt in der Welt. Es gibt keine Gestalt menschlichen Leidens, die dort nicht schnelle Hilfe fände.

Zu Rom fragt man nicht, was ist des Mannes Heimath oder Glauben. Es genügt, daß er ein leidendes Geschöpf sei, um ihn dem Mitgefühl dieser — wenigstens in der Beziehung — Christlichsten aller Städte zu empfehlen.

Vielleicht hat eine schlechte Regierung das Volk in Pauperismus (Armuth) versetzt? Nein! die Statistiken Europa's zeigen, daß in England, Holland, Frankreich und in andern freien und aufgeklärten Ländern ein verhältnißmäßig drei bis zehnmal so großer Pauperismus herrscht.

Worin besteht denn also der schreckliche Despotismus? Die Regierung ist eine Wahlmonarchie. Es besteht eine liberale Verfassung, leichte Besteuerung, sehr wenig Armuth, eine ökonomische Verwaltung, wohlfeiler oder ganz freier Unterricht für alle Classen und eine überreiche Zahl von Anstalten für die dürftige und leidende Bevölkerung. Ich wage zu behaupten, daß die einzige Stadt New-York Jahr für Jahr mehr Abgaben zahlt, von den unredlichen Beamten ärger bestohlen wird, mehr Arme zu unterstützen hat, mehr ungezogene Kinder enthält, von mehr Laster, Trunkenheit, Schurkenstreichen u. zu leiden hat, und überhaupt durch mehr Verbrechen heimgesucht wird, als die ganze nahe an drei Millionen zählende Bevölkerung des Kirchenstaates.

So der ehrliche Amerikaner.

Milde Gaben für die Mission in Perleberg.

Sollen beten für einen verstorbenen Priester 5 fl. — Kr.